

## Der Eigensinn des Körpers

Nach einer alten Vorstellung ist der menschliche Körper das Maß aller Dinge. In der Wahrnehmung der Moderne ist er gar der letzte Ort authentischer Erfahrung. Als die Bilder und die Kunst der Repräsentation in die Krise gerieten, entdeckten Künstlerinnen und Künstler der 1960er und 1970er Jahre, wie Valie Export, Bas Jan Ader und Bruce Nauman, die Erfahrung des eigenen Körpers als eine der wenigen verbliebenen Wahrheiten. Wurde ihr Körper zu einem Medium, das nun als lebendes Bild auftrat oder dessen physische Belastbarkeit man auslotete, so brauchte es ein zweites Medium, das die Spur dieser Erfahrung aufzeichnete, wie etwa den Fotoapparat oder die Videokamera.

Blickt man auf die aktuellen Arbeiten von Sebastian Stumpf, so findet man auch hier das Zusammenspiel von ›Performing‹ und ›Recording‹, von der Ausführung einer Handlung und ihrer Aufzeichnung durch die Kamera. Der junge Künstler operiert auf zwei verschiedenen Feldern: in den leeren Räumen zeitgenössischer Kunstinstitutionen und im urbanen Raum mit seiner vorgegebenen Ordnung. Dabei erscheint uns Stumpfs Auftritt vor der Kamera als ebenso artistisch wie subversiv: Ein unscheinbares architektonisches Detail wird plötzlich zum Auslöser einer körperlichen Leistung, welche erstaunt, verwundert, zum Lachen bringt oder verstört. Die Kunsthalle nutzt er als Aktionsraum, die funktionale Möblierung der Stadt mitsamt ihren Mauern und Säulen, Bäumen und Garagen, Brücken und Passagen dient ihm als Übungsterrain.

Sebastian Stumpfs Interventionen sind souverän, aber auch voller Slapstick; sie legen nahe, dass es dem Künstler nicht wichtig ist, die Erfahrung des eigenen Körpers illustrativ nach außen zu tragen – so besitzen sie nicht das existentielle Pathos mancher Arbeiten der 1970er Jahre. Vielmehr stellen sie seine experimentellen Bewegungen in doppelter Hinsicht als eigensinnig dar. Sie widersetzen sich den konventionellen Verhaltensweisen im öffentlichen Raum – wie sonst sollte man die Besteigung kleiner Bäumchen an der neuen Promenade oder den Sprung von Brücken bezeichnen – doch dabei sind sie von elementarer Einfachheit: Der Körper überprüft die eigenen Bewegungsabläufe und die Gesetze der Physik durch ihre unmittelbare Erfahrung, so wie ein Kind, das immer wieder von derselben Stufe springt.

Zugleich belässt es Stumpf nicht nur bei der Aktion, sondern übersetzt sie in präzise Bilder und Reflexionen über das Bild. Seine Interventionen im Museumsraum werden an den Stellen gezeigt, wo sie entstanden sind, sie existieren also nur in der Projektion. Das zentrale Motiv dieser Arbeiten ist ein paradoxes Spiel, bei dem der Körper des Künstlers, der eben erst den (Bild-) Raum betreten hat, sich wieder entzieht. Geisterhaft bewegt sich der Körper durch das projizierte Bild an der Wand, als ob es die physische Dimension dieser Performance nicht gegeben hätte. Präsent hingegen sind die Betrachterin und der Betrachter vor dem Bild, nicht in der Perspektive des passiven Zuschauens, in scheuer Distanz zu einem real agierenden Künstler (wie bei einer Liveperformance), sondern als Akteurin und Akteur, deren Körper sich die Frage stellen: Kann man dies wirklich tun?

Als Protagonist seiner Fotografien und Videoarbeiten befasst sich Sebastian Stumpf mit künstlichen Räumen und urbanen Utopien – Orte, an denen der menschliche Körper nur eine abstrakte Rechengröße in einer geplanten Struktur ist. Er spürt deren Lücken und Spalten auf, deren Ausstiege und Sackgassen. In der 28-teiligen Fotoserie Sukima (2009) erscheint sein aufrecht stehender Körper, eingepasst in die strenge Geometrie der Fassaden von Tokioter Gebäuden, wie ein wunderlicher Wiedergänger von Le Corbusiers Figur des Modulors, jener Maßfigur des modernen Menschen. Ausgehend davon lässt sich die Anwesenheit des Künstlers in seinen Bildern als die eines Körpers beschreiben, der Maß nimmt und dabei widerständig bleibt. Eine künstlerische und kritische Haltung gegenüber diesen Orten, die nur wenig mit Nonsense, aber umso mehr mit Eigensinn zu tun hat.